

<http://doi.org/10.31861/pytlit2025.111.171>

УДК 82–9.09

## **BOKEH IN DER SACHLITERATUR. ZUM VERSCHWIMMEN DER TIEFENSCHÄRFE IN MOMENTEN GRÖßTER NÄHE. EINE INTERKULTURELLE UNTERSUCHUNG**

**Matthias Fechner**

[fechner@uni-trier.de](mailto:fechner@uni-trier.de)

PhD, Research Associate

Universität Trier

Universitätsring 15, 54296, Trier, Deutschland

**Zusammenfassung.** In der Literatur – und damit auch in der Literaturtheorie – wird davon ausgegangen, dass der Autor nicht mit dem Erzähler identisch ist. Bei allen Sachbuchgattungen scheint das Gegenteil der Fall zu sein. Hier scheint es unerlässlich, dass der Autor – beispielsweise in einer Reportage – mit dem Erzähler identisch ist und (in der Regel) die Handlung selbst mitverfolgt hat. Dennoch könnte man argumentieren, dass die überwiegende Mehrheit der Sachtexte in narrativen Prosagenres (wie Berichte, Biografien oder Autobiografien) fiktionale Elemente enthält. Entscheidend ist dabei nicht nur die bewusste Begrenzung der Erzählung (negativ: Framing), sondern vor allem die Erzählperspektive und insbesondere die Feinabstimmung ihrer Beschreibungen. Doch genau an den Stellen, an denen der Sachtext äußerst präzise sein sollte, verschwimmt der Fokus – er verschiebt sich zurück in die Fiktion; ähnlich wie bei einem Fernglas, dessen Schärfentiefe unscharf wird, wenn die Feineinstellung zu stark angezogen wird. Oder wie in der Fotografie, wo die Qualität des unscharfen Bereichs, wie beispielsweise beim Bokeh (aus dem Japanischen: 暈け/ボケ), bewusst gestaltet werden kann. In meinem Artikel konkretisiere ich diese Thesen anhand von zwei Fallstudien aus der deutsch- und englischsprachigen Sachliteratur – Katherine Boos *Behind the Beautiful Forevers* (2012) und Günter Wallraffs *Schwarz auf Weiß* – und versuche, einen Ansatz zu entwickeln, der zur Ergänzung der Literaturtheorie beitragen könnte. In einer abschließenden interdisziplinären Exkursion versuche ich, Fiktionalisierungen in der Wirtschaftswissenschaft herauszuarbeiten, wobei ich Beispiele aus Peter

Bofingers Grundzüge der Volkswirtschaftslehre heranziehe, dort insbesondere Adam Smiths Darstellung der Nadelproduktion und die Robinson-Crusoe-Ökonomie zur Erklärung der Arbeitsteilung und der komparativen Kostenvorteile.

**Schlüsselworte:** Interkulturelle Kommunikation; Zoomen; Katherine Boo; *Behind the Beautiful Forevers*; Günter Wallraff; Schwarz auf Weiß; Peter Bofinger; Robinson-Crusoe-Modell; Erzählperspektive.

Jürgen Bolten sprach von der Methode des Zoomens, der Annäherung an einen Vorgang, einen Menschen, eine Aussage, um in der Interkulturellen Kommunikation ein besseres Verstehen erreichen zu können (Bolten 2016: Folien 11–16). Diese Metapher ist gut gewählt. Denn beim Zoomen – oder beim mechanischen Scharfstellen eines Fernglases – ist irgendwann der Moment erreicht, an dem der höchste Schärfegrad wieder in Unschärfe verschwimmt; wie in der Fotografie, beim *Bokeh* (Japanisch: 暈け), dem bewussten Erzeugen einer Unschärfe im Umraum des fokussierten Objektes. Um diese Unschärfe, dieses Überdrehen geht es in meinem Beitrag. Interessanterweise wurde dieser kritische Punkt auch in der Literaturwissenschaft, im hermeneutisch exakten Umgang mit Texten nie konsequent definiert. Anders gesagt: Man nimmt dort immer noch an, dass ein Sachtext eine durchgehend reale Grundlage habe. Alles Beschriebene entspräche also einigermaßen exakt der Realität. Und dass dies umgekehrt bei einem Roman, einem Drama, einem Gedicht nicht der Fall sein könne. Dort handle es sich eben um Fiktionalisierungen, ergo Verfremdungen, ein Verschwimmen unterschiedlichster Form. Der Ich-Erzähler sei dabei niemals mit dem Autor identisch. Ebenso wie der Autor eines Sachtextes, etwa einer Reportage, stets eine Einheit mit dem möglichen Ich-Erzähler zu bilden habe.

Dagegen behaupte ich, dass viele Texte Mischformen darstellen. Ein Sachtext kann also fiktionale Elemente enthalten, die auch das erzählende Subjekt betreffen, das der Autorin nicht entsprechen muss. Während in einem fiktionalen Text – etwa einem Schlüsselroman oder im *Shishōsetsu* – reale Bezüge decouvriert werden dürfen, in denen Anteile des Autors entdeckt werden können. In der Interkulturellen Kommunikation spielen dabei nicht nur die Techniken der Vergrößerung eine Rolle. Ebenso wichtig ist die Fähigkeit, Mutmaßungen, Hypothesen,

Behauptungen von stärker faktenbasierten Darstellungen zu unterscheiden; mithin das Überdrehen, das Verschwimmen des Sichtfeldes zu erkennen. Im zweiten Teil meines Beitrages unternehme ich zudem einen Exkurs über Fachgrenzen hinweg, in die Volkswirtschaftslehre. Denn auch dort wird stark mit Fiktionalisierungen gearbeitet, etwa bei Modellen, die weniger vereinfachen als vielmehr verzerren, ohne dass dies hinreichend thematisiert wird.

## I.

Die von mir dargestellten Techniken sind auf Feldern besonders erfolgreich, in denen Methoden der herkömmlichen Forschung – etwa Erhebungen, Umfragen, daraus resultierende Quantifizierungen – kaum angewendet werden können. Oder nur oberflächliche und daher kaum brauchbare Erkenntnisse liefern würden. Sehr häufig können fiktionale Verfremdungen auch dazu dienen, den Autor bzw. im Text dargestellte Personen vor potentieller oder sogar realer Verfolgung zu schützen. Dabei handelt es sich thematisch um Grauzonen der menschlichen Existenz: Krieg, Kriminalität, Katastrophen, aber auch Konstellationen, in denen man nicht erwartete, dass sich die Beteiligten frei äußerten, aus den unterschiedlichsten Gründen. Die letztere Annahme ist dabei keineswegs trivial. Denn sehr häufig werden solche Unschärfevarianten – bei denen bereits Fragestellung und Methodik der Forschung zu einer Verzerrung der Aussagen führen – bei einer Auswertung der Resultate ignoriert. In der Interkulturellen Kommunikation handelt es sich dabei um einen besonders sensiblen Bereich. Eine Unkenntnis der Kultur der Befragten baut kaum Vertrauen auf, ist einem Zugewinn an echter Erkenntnis nicht unbedingt förderlich und beeinträchtigt letztendlich auch die Auswertung des gewonnenen Materials.

Nähern wir uns nun einem konkreten Beispiel: In Indien, dem Bundesstaat Maharashtra, in dessen Hauptstadt Mumbai, direkt am Flughafen, in der Siedlung Annawadi, die man auch als Slum bezeichnen könnte. Auf Google Maps sind dort beim Heranzoomen kleine, zumeist quadratische oder rechteckige, graubraune Dächer von Behausungen zu erkennen. Dort hatten sich 1991, nach dem Bau einer Rollbahn, zuerst tamilische Arbeiter Hütten und Häuschen errichtet (Bremann 2012b: S. 152). Die Tamilen wurden von Zuwanderern aus Gujarat verdrängt, die ihre Identität, manchmal auch ihre nackte Existenz wiederum gegen

einheimische Maharashtrians verteidigen müssen. Wobei diese Perspektive einseitig ist: Denn in einem Slum ist die Existenz auf vielfache Weise bedroht, nicht nur durch Angehörige einer anderen Ethnie: durch Unterernährung, Giftmüll, Kriminalität, Unfälle, häusliche Gewalt, fehlende ärztliche Versorgung, überhaupt jede Art von Mangel. Inzwischen leben mehr als 10.000 Menschen unter diesen Umständen, die selbst vom umfangreichen *Census India*, der ungefähr alle zehn Jahre durchgeführt wird, nicht erfasst werden (Census India 2011). Dort kann man sich einerseits sehr detailliert, in tausenden von Tabellen über die materielle Lage auf dem Subkontinent informieren. In Maharashtra etwa gab es 2011 selbst in städtischen Agglomerationen noch 137.334 Häuser, die nur aus Gras und Bambus gebaut waren (Census India 2011: HL-13 Households).

Solche Informationen aber helfen uns andererseits nicht weiter, die kommunikativen Bezüge freizulegen, die das soziale Leben bewegen. Insofern kann es hilfreich sein, im nächsten Schritt ethnologische und soziologische Studien zu konsultieren, wobei auch hier Annäherungen unterschiedlicher Stärke möglich sind. Der niederländische Soziologe Jan Breman etwa hat die – auch kriminellen – Netzwerke der *Undercities* von Karachi vor dem Hintergrund politischer und ökonomischer Geschichte in einer formidablen Studie herausgearbeitet (Breman 2012a). Doch Karachi ist nicht Mumbai. Und seine Beschreibung von Lyari, einem *Settlement*, aus dem zahlreiche Kriminelle rekrutiert werden, besticht zwar durch ihre genaue Hintergrundrecherche, bleibt aber im Allgemeinen. Bremans Aussagen weisen daher nicht nur spekulative, mithin fiktionalisierende Züge auf. Wir erfahren auch wenig über die konkrete Kommunikation zwischen den einzelnen Bewohnern des *Katchi Abadis*:

Lyari's inhabitants, predominantly of Sindhi and Baloch stock, are packed into congested neighbourhoods lining the banks of the Lyari river, a maze of small streets and alleys. The population of the district is estimated at 1.7 million, though reliable figures are difficult to come by in Pakistan. Tiny two-room dwellings house husband, wife, children and a few close relatives. Domestic overcrowding is one reason why the men prefer to be outside in the street rather than stay at home; every neighbourhood has a market which is the central meeting point. Most households have to get by on around 10,000 rupees or \$100 a month, with

women and children contributing to the family budget through a wide variety of chores. It is an income of less than \$1 per capita per day and keeps the breadwinners, together with their dependents, strangled in poverty. The supply of labour is much higher than the fluctuating demand for it. Youngsters, even with a couple of years of secondary schooling, find it next to impossible to qualify for a regular job. They hang around in the local market, waiting for somebody to hire their labour power (Breman, 2012b: n.p.).

Diese Beobachtungen bilden die Basis für abstrakte Modelle, die ihrer eigenen Logik entsprechen, in vielen Einzelfällen aber von der Realität abweichen können. Wir erfahren beispielsweise auch nicht, wie die einzelnen Familien konkret an die ärmlichen Verhältnisse gefesselt bleiben, und welche Faktoren helfen könnten, den Teufelskreis zu durchbrechen. Andererseits könnte es ebenso gut sein, dass sie mit dem bereits Erreichten zufrieden sind. Jedenfalls erfahren wir nichts über ihre individuelle, menschliche Kommunikation –, was beim niederländischen Wissenschaftler Breman natürlich auch durch interkulturelle Faktoren bedingt sein kann.

Der nächste Schritt besteht darin, genauer zu verfolgen, was in den einzelnen Haushalten vorgeht, wie sich die Menschen zueinander verhalten, wie sich Machtverhältnisse konkret zeigen. Unterhalb der Ebene abstrakter Erkenntnis, die im Allgemeinen – wie der statistische Durchschnitt – ganz richtig sein mag. Da sie – wie jede Theorie und insbesondere die Geopolitik – aus der Breite der Realität eine abstraktere Ebene konstruiert, die das Verständnis erleichtert. Und dennoch ergeben sich beim konkreten Vergleich Abweichungen, wie letztendlich bei jeder Darstellung mit hohen subjektiven und fiktionalen Anteilen.

Zurück nach Mumbai: Dort hat sich seit einigen Jahren das Phänomen der *Slum Tours* entwickelt, die vor allem von Touristen frequentiert werden. Neu sind derartige Touren freilich nicht. Bereits im viktorianischen England wagten sich die Angehörigen der besseren Stände in die Slums hinein, unter mehr oder weniger sachkundiger Führung (Frenzel et al. 2012). Man möchte wohl mehr erfahren über das Leben der Menschen, ihren alltäglichen Überlebenskampf, vielleicht sogar mit ihnen sprechen, gewissermaßen auf Augenhöhe. Manche Teilnehmer könnten auch vom schlechten Gewissen getrieben sein. Möglicherweise suchen sie eine Art von Absolution, indem festgestellt

werden darf, dass es den Menschen im Slum doch gar nicht so schlecht gehe und dass der Unterschied sich lediglich durch unsere Vorurteile bedinge (Ma 2010). Dass die Kluft zwischen dem Wellblechschuppen und der klimatisierten Suite im Luxushotel doch gar nicht so mörderisch sei. Dass ein Aufstieg aus der Schlucht möglich sei, wie man das im Film *Slumdog Millionaire* erleben durfte. Ein Papa J aus Belfast fasst diese Perspektive so zusammen, mit der *Tripadvisor*-Bewertung einer Tour durch den Slum Dharavi:

The happiest and most friendly people you could meet. It can be an emotional tour as you experience the guilt of being a 'wealthy tourist' but at the same time it is truly inspirational to learn how people can achieve so much with so little but a lot of determination and innovation<sup>1</sup>.

Vielleicht bin ich zu streng: Aber begünstigt diese Mischung aus politischer korrekter Freundlichkeit, Verdrängen und Ahnungslosigkeit damit nicht sogar einen neoliberalen Quietismus? Melissa Nisbett hat als Ethnologin an einer dieser Touren teilgenommen. In ihrer Studie *Empowering the empowered? Slum tourism and the depoliticization of poverty* (2017) zog sie ein gemischtes Fazit. Einerseits richten die zumeist gemeinnützig ausgerichteten Touren keinen Schaden an. Andererseits lassen sie das Bild des bunten, aufstrebenden Indiens in leuchtenden Farben erscheinen, was der Realität des Slums nicht entspricht. Instruktiv ist nun eine Analyse der Felder, auf denen eine funktionierende interkulturelle Kommunikation scheitert. Dabei lässt sich erkennen, welche Interessen zu einer Fiktionalisierung, zur Schaffung von Narrativen beitragen, die kaum noch zur Sachliteratur gerechnet werden können. Obwohl die beteiligten Touristen den Eindruck bekommen, etwas sehr Authentisches, sogar einen Teil der Realität Indiens erlebt zu haben. Wie erwähnt, die Touristen bringen Erfahrungen und Erwartungen mit, die weit entfernt von der Realität des *Slums* gebildet wurden. Die *Tour Operators* gehen darauf ein. Um ihr Geschäft weiter betreiben zu können, müssen sie ihre Kommunikation eben auch und vor allem auf die Perspektive der Touristen einstellen. Die

---

<sup>1</sup> Papa J: Inspirational Dharavi. *Tripadvisor*-Bewertung vom 8. April 2023. URL: [https://www.tripadvisor.de/AttractionProductReview-g304554-d11453739-Dharavi\\_Slum\\_Tour-Mumbai\\_Maharashtra.html](https://www.tripadvisor.de/AttractionProductReview-g304554-d11453739-Dharavi_Slum_Tour-Mumbai_Maharashtra.html) (Abgerufen am: 27.07.2023).

*Guides* führen dabei nicht nur durch den *Slum*, sondern befinden sich in einer komplexen Mittlerrolle, indem sie Widersprüche als kongruent erscheinen lassen. Die harte Realität des Elendsviertels muss bei den Besuchern also ein positives Gefühl hinterlassen. Dabei dürfen die Bewohner von Dharavi die materielle Kluft nicht offen thematisieren. Bettelnde Kinder werden weggeschickt und zu Ausnahmen erklärt (Nisbett 2017: S. 40). Stattdessen wird das Alltägliche betont, wird die wirtschaftliche Dynamik hervorgehoben, werden Aufstiegsgeschichten kolportiert. Die beteiligten Slumbewohner spielen bei dieser Inszenierung selbstverständlich mit. Schließlich wollen sie, wie die *Guides*, ihr damit verbundenes Einkommen nicht verlieren. Auch politische Ziele mögen die Dramaturgie beeinflussen. Nicht unbedingt im Sinne eines westlich-postkolonialen Narratives, eher mit einer lokalpolitischen Einbettung. Denn auch die *Slumlords* haben ein Interesse daran, die von ihnen kontrollierten Gebiete als normal erscheinen zu lassen. Außerdem ist eine direkte und differenzierte sprachliche Verständigung in den meisten Fällen fast unmöglich. Die Slumbewohner sind zwar in einer Vielzahl von Sprachen des Subkontinents bewandert. Marathi, Hindi, Gujarati – um nur die in Mumbai geläufigsten zu nennen. Englisch, die Sprache des Kolonialismus, des Kapitalismus, aber auch der prekären Einheit Indiens, gehört nur sehr bedingt dazu. Bei vielen Touristen darf man vermuten, dass es sich ähnlich verhält. Jedenfalls werden ihre Sprachkenntnisse kaum ausreichen, um in dieser zeitlich beschränkten, zudem kontrollierten Situation weitere, belastbare Erkenntnisse im beiläufigen Gespräch mit den Einheimischen zu erwerben. Nisbett hatte neben der Situation vor Ort – die in gewisser Weise an eine *Reality Show* erinnert – auch die Bewertungen auf *Tripadvisor* analysiert (Nisbett 2017: S. 40). Dabei verzerrt ein zusätzlicher Faktor die Kommunikation. Durch die Digitalisierung haben sich in der Prosa neue Genres entwickelt, mit ganz eigenen Poetiken. Eine Bewertung auf *Tripadvisor* lässt wenig Raum für eine differenzierte, abwägende Rückmeldung. Dies wird bereits durch die Begrenzung der Zeichenzahl, aber auch durch das Punktesystem verhindert. Damit ermöglichen fünf Kategorien eine schnelle Bewertung, von Ausgezeichnet bis Ungenügend. Doch eine Einordnung im Mittelfeld, etwa mit Befriedigend, signalisiert nicht, dass eine Tour eben positive und negative Aspekte hat, sich damit im akzeptablen,

durchschnittlichen Bereich befindet. Der digitale Konkurrenzkampf fordert ausschließlich ausgezeichnete, allenfalls noch sehr gute Bewertungen. Eine durchschnittliche Rückmeldung lässt den Anbieter in der Wertung zurückfallen. Das Einkommen, vielleicht sogar die Existenz der *Guides* und beteiligten Slumbewohner wäre damit gefährdet. Denn die Konkurrenz ist hoch. Es gibt Dutzende von Touren, nicht nur durch die *Slums*. Man kann davon ausgehen, dass sich die allermeisten Touristen dieser Situation bewusst sind. Sie hinterlassen also entsprechend positive Bewertungen, die zusätzlich das schöne Gefühl geben können, einen kleinen Beitrag zu einer guten Sache geleistet zu haben.

Natürlich lässt die interkulturelle Kommunikation besonders auf diesem Feld einen großen Entwicklungsraum. Dieser wird nicht fest durch einen von außen gesetzten Rahmen definiert, wird auch nur teilweise durch die Persönlichkeiten gefüllt, die dort aufeinandertreffen. Weitere Aspekte spielen eine Rolle, etwa die Vorbereitung derjenigen, die sich ein neues Gebiet erschließen. Wie gut konnten sie sich über historische, politische, ökonomische, überhaupt kulturelle Hintergründe informieren? Wie sicher bewegen sie sich in wenigstens einer Landessprache? Wie viel Zeit konnten sie sich für die Vorbereitung nehmen? Wie viel Zeit steht ihnen vor Ort zur Verfügung? Denn die Ankommenden sind auf ihre Weise in einer kulturellen Bringschuld, wenn sie sich auf ein neues Gebiet bewegen. Weshalb der Tourismus nicht selten Verwunderung, Beklemmung, sogar Ablehnung auslöst. Und weshalb Migration weltweit – aus Sicht der Einheimischen – auch als verstörend wahrgenommen wird. Insbesondere, wenn die Reisenden den Eindruck erwecken, dass ihr Interesse an Geschichte, Politik, Ökonomie, Kultur des bereisten Landes begrenzt ist. Wobei wirtschaftliche Ungleichheiten die daraus entstehenden Dynamiken verschlimmern. Ebenso befinden sich die Reisenden in einem Machtgefälle, das erst mit der Zeit abnimmt. Sie verstehen anfangs wenig von den Vorgängen und Hintergründen auf einem Gebiet, in dem sich die einheimische Bevölkerung mit relativer Sicherheit bewegt. Um einen sozialen Ausgleich herzustellen, gesellschaftliche Stabilität zu gewährleisten, ist daher auch die einheimische Bevölkerung – im eigenen Interesse – in einer Bringschuld.

Die amerikanische Journalistin Katherine Boo hatte deshalb über einen Zeitraum von über drei Jahren regelmäßig den bereits erwähnten *Slum Annawadi* besucht, dabei Beziehungen geknüpft, Vertrauen geschaffen, äußerst präzise beobachtet und die Bewohner zur Dokumentation ihres harten Alltags motiviert (Epstein 2012); bevor sie darüber 2012 ihre Reportage *Behind the Beautiful Forevers* veröffentlichte. Dabei war ihre Vorbereitung sehr gut: Sie kannte nicht nur Indien. Wobei es gewiss half, dass sie mit dem Wissenschaftler Sunil Khilnani verheiratet ist, der sowohl zu indischer als auch zu europäischer Politik und Geschichte geforscht hatte. Wichtiger noch: Boo hatte bereits investigative Reportagen über soziale Dynamiken von Armut in den Vereinigten Staaten veröffentlicht. 2000 erhielt sie als Journalistin der *Washington Post* den Pulitzer Preis für Dienste an der Öffentlichkeit, aufgrund ihrer Berichterstattung über die Vernachlässigung von Menschen mit geistigen Behinderungen in städtischen Heimen. 2004 folgte der *National Magazine Award* für eine Reportage über eine Heiratskur (*Marriage Cure*), oder vielmehr konservative Ratschläge, die eine evangelikale Freikirche in Oklahoma City mit Fördergeldern der US-Regierung prekär lebenden, alleinerziehenden Müttern ans Herz legen wollte. Boo schreibt hier nicht mehr allein als Journalistin, sondern nimmt bis in kleinste Details die Perspektive der betroffenen, afro-amerikanischen Frauen ein (Boo 2003). Gleichzeitig schafft sie mit ihrer starken Annäherung neue Charaktere. Es sind eben nicht mehr nur die Menschen aus Oklahoma City, die dargestellt werden. Ein Teil der Autorin manifestiert sich in ihnen.

Dieser Ansatz zeigt sich auch im methodischen Zugang von *Behind the Beautiful Forevers*. Die Fokussierung, der *Zoom* auf Menschen und Prozesse ist auch dort sehr hoch. Die Faktoren Zeit, Vorkenntnis und – damit verbunden – Methode erlauben Boo eine Annäherung, die selbst bestens vorbereiteten Touristen, auch Melissa Nisbett als ausgebildeter Ethnologin, unmöglich war. Und dennoch gibt es genau dort einen Moment, an dem die schärfste Fokussierung wieder zur Unschärfe wird. Dieser Moment ist von Bedeutung für den Journalismus, aber auch für jegliche Form von Sachberichterstattung. Guten Journalisten sind die Gefahren der Überfokussierung selbstverständlich bewusst. Sie tritt hier vor allem in der Erzählperspektive auf, die sich mischt und damit verwischt. Die Autorin fungiert als Erzählerin, wobei sie

überraschenderweise Gedanken und Gefühle ihrer Charaktere evoziert. In der Literaturwissenschaft einerseits, andererseits aber auch in der Wissenschaft im Allgemeinen und im Journalismus ist der Umgang mit Erzählperspektiven klar geregelt, auf gegensätzliche Weise. Die Literaturwissenschaft postuliert, dass die Autorin eines Textes die Verantwortung für das Erzählen an eine andere Instanz, an ein erzählendes Subjekt delegiert. Beispielsweise kann es sich um einen allwissenden Erzähler oder aber eine Ich-Erzählerin handeln, die nur begrenzte Einblicke in den Verlauf der Handlung erhält. In *Behind the Beautiful Forevers* handelt es sich nach Gérard Genette um eine Nullfokalisierung mit einer heterodiegetischen Erzählerin, also um eine allwissende Instanz, weil diese zwar nicht an der Handlung beteiligt ist, aber Einblicke in die innere Welt der Protagonisten hat, die einer Sachbuchautorin unmöglich wären bzw. die sie in ihrem Text anders äußern müsste. Denn beim Sachbuch findet keine Differenzierung zwischen Autor und verschiedenen Möglichkeiten des Erzählens statt. Es gibt nur eine Perspektive: Die des Autors, der mit dem erzählenden Subjekt identisch ist. Das Trennen, das Auseinanderfallen dieser Identität kann sich dann sogar zum Skandal entwickeln, wie etwa im Fall Relotius. Denn im Journalismus – und nicht nur dort – würde man davon ausgehen, dass der Autor keine Instanzen zwischen sich und die Leser schaltet, keine Charaktere kreierte, das Berichtete authentisch wiedergibt, was immer man darunter verstehen mag.

Am Beispiel des ersten Kapitels über Asha Waghekar, einer 39jährigen Lokalpolitikerin der rechtsextremen Shiva Sena-Partei, zeige ich, was unter dieser Überfokussierung zu verstehen ist. Katherine Boo nähert sich den kommunikativen Vorgängen in Annawadi jeweils über unterschiedliche Persönlichkeiten, denen einzelne Kapitel gewidmet sind. Im Falle von Asha werden die Leserinnen und Leser über ihre Familie und über ihren politischen Aktivitäten an den Alltag, aber auch an die Mechanismen der korrupten Politik Indiens herangeführt. Asha plant, *Slumlord* zu werden, eine inoffizielle Gebietsverwalterin. Damit hat sie zwar nicht das Amt einer bestellten Stadträtin – hier: eines *Corporators* – inne, kann aber Vermitteln, Makeln und Geschäfte abschließen. Auf dieser Position verdient sie sich nicht nur ein Zubrot, sondern kann sich ebenso für höhere politische Ämter empfehlen. Da in Indien in solchen Positionen häufig eine rigide Frauenquote

vorgeschrieben ist, hat Asha gute Chancen, politisch aufzusteigen. In der mafiösen Gesellschaft Mumbais funktioniert dies aber nur mit männlicher Protektion:

Her temp work, teaching kindergartners at a large municipal school for modest pay, was a sincecure the Corporator had helped her obtain [...]. In return, she spent a good deal of class time on her cellphone, conducting Shiv Sena business. She could deliver her neighbors to the polls. She could mobilize a hundred women for a last-minute protest march. The Corporator thought, she could do more (Boo 2012: S. 19).

Anhand mehrerer Beispiele zeigt die allwissende Erzählerin nun, wie Asha dabei agiert. Wenn Bittsteller in ihre Sprechstunde kommen, kleidet sie sich bewusst salopp, um dadurch bereits ein Machtgefälle anzudeuten (Boo 2012: S. 21). Dem gutmütigen und pflichtbewussten Mr. Kamble, der sich vom Straßenkind zum städtischen Toilettenreiniger und Familienvater hochgeschuftet hat, verweigert sie einen kleinen Kredit zu fairen Konditionen, der ihm geholfen hätte, die Bestechungsgelder für seine (lebenserhaltende) Herzoperation aufbringen zu können (Boo 2012: S. 25). Ein Programm zur gegenseitigen Vergabe von Mikrokrediten an Frauen nutzt sie, um über höhere Zinssätze an der Not noch schwächerer Frauen zu verdienen. Dennoch lädt sie Frauen aus der Nachbarschaft ein, damit diese ausländischen Journalisten über ihr *Empowerment* berichten, während anwesende Vertreter der indischen Regierung das Programm zur Armutsbekämpfung loben. Dort führt sie auch ihre Tochter Manju vor:

Manju would then be paraded in as Asha delivered the clinching line: “And now my girl will be a college graduate, not dependent on any man.” The foreign women always got emotional when she said this (Boo 2012: S. 28).

Der allwissenden Erzählerin gelingt es folglich, den eigentlich blickdichten Filz, in den die Gesellschaft von Annawadi verstrickt ist, zu durchleuchten. Ihre Beschreibungen fallen gerade aufgrund ihres Detailreichtums, der Berücksichtigung auch scheinbar nebensächlicher Umstände sehr fair und ausgewogen aus. In der Fokussierung wird klar, dass die korrupte Parteienpolitik weniger ideologisch ausgerichtet ist,

sondern vielmehr ein Vehikel zum sozialen Aufstieg darstellt. Denn hier wird tatsächlich eine kleine Erfolgsgeschichte erzählt, die darauf basiert, dass die resolute und bodenständige Asha die Mechanismen der Korruption virtuos für ihre Ziele einsetzt. Manju löst sich dagegen auf ihre Weise von der Mutter, deren kleine materielle Sicherheiten ihr bereits ein Denken, eine Weltsicht erlauben, die über den eigenen unmittelbaren Vorteil hinausgeht. Doch hier – wie an anderen Stellen des Buches – stoßen wir auch auf die bereits angesprochene Überfokussierung. Da die allwissende Erzählerin aus der Perspektive ihrer Protagonistinnen schreibt, stolpere wenigstens ich über Verben wie “thought“ – bei der Beschreibung der Gläubigkeit des bisherigen *Slumlords* Robert Pires: “Robert rented the fake zebras, along with a cart, to the birthday parties of middle-class children – a turn to honest work he thought the judging gods might factor in” (Boo 2012: S. 17) Und wäre Asha nicht mit einem antriebsschwachen Alkoholiker verheiratet gewesen, behauptet die allwissende Erzählerin, hätte sie sich niemals geistig weiterentwickelt: “Had the situation been otherwise, she might not have come to know her own brain” (Boo 2012: S. 18) Selbst wenn das spekulative Element durch die Einbettung in den *If-Clause Type III* abgemildert wird – denn dieser drückt grammatisch ohnehin eine geringe Wahrscheinlichkeit aus – wird eine Aussage gemacht, die nicht an der Realität überprüft werden kann. Eine ähnliche Vignette findet sich bereits wenige Zeilen darunter. Der *Slumlord* macht eine Aufforderung zum Geschlechtsverkehr, die von Asha schlagfertig zurückgewiesen wird. Die allwissende Erzählerin kommentiert dazu: “No other woman, then or since, had spoken to the slumlord that way” (Boo 2012: S. 19) Dies ist weniger eine empirisch gesicherte Erkenntnis, sondern eher eine Aussage, die zeigt, welche Stärke die allwissende Erzählerin ihrer Protagonistin zugesteht. Ähnliche Aussagen finden sich in weiteren Textpassagen. Sie sind nicht falsch, aber auch nicht sachlich richtig, im Sinne nachgewiesener Evidenz. Etwa zu Ashas Verhältnis zum Geld, das durchaus stimmig sein kann: “When Asha thought about money, her eyes narrowed. She thought about money most of the time” (Boo 2012: S. 21) Doch sie impliziert, dass die Erzählerin weiß, über was, wie oft und wie lange Asha nachdenkt. Denn die Aussagen werden nicht kontextualisiert. Die Autorin erklärt nicht, woher sie weiß, über was Asha nachdenkt; etwa durch ein Gespräch, in dem Asha diese Aussage gemacht hätte.

Natürlich können die Leser selbst ableiten, dass die Autorin im täglichen Umgang, im Gespräch mit Asha diese Information gewonnen hat. Aber für ein Sachbuch ist es nicht nur mühsam, sondern kann auch irreführend sein, diese Zusammenhänge beim Lesen selbst herzustellen. Andererseits handelt es sich bei Katherine Boos Reportage nur um vereinzelte Passagen, in denen die nahe Einstellung ihre Fokussierung verliert.

Mag sein, dass es bei den allermeisten Sachtexten nicht notwendig ist, den Anteil der Fiktionalisierung und daraus resultierende Unschärfen zu identifizieren. Aber wir sollten uns wenigstens bewusst machen, dass manche Genres – wie etwa Reportagen, Autobiographien, Reiseberichte – einen nicht zu unterschätzenden literarischen Anteil aufweisen, der sich nicht nur in der stilistischen Gestaltung, sondern auch im Auftreten einer erzählenden Instanz äußert, die nicht mehr vollständig mit dem Autor identisch ist – was einen ganz entscheidenden Einfluss auf den Grad der Fiktionalisierung haben kann.

Ein instruktives Beispiel aus einer Schnittmenge von investigativer Recherche und Interkultureller Kommunikation ist dabei Günter Wallraffs Reportage *Schwarz auf Weiß* (Wallraff 2009). Der Investigativ-Journalist ging dabei noch einen Schritt weiter als Katherine Boo: Wallraff bewegte sich 2008 ein Jahr lang als Kwami Ogonno aus Somalia durch Deutschland. Er schlüpfte also in eine neu geschaffene Identität, jene eines direkt von Rassismus betroffenen Afrikaners, was Boo noch vermieden hatte. Dabei begab er sich in Standardsituationen, wie der Besichtigung einer Wohnung als potenzieller Mieter, der Teilnahme an einem Wanderausflug und einer Bootsfahrt, den Besuch einer Kneipe. Außerdem mischte er sich Rahmen eines Fußballspiels zwischen Anhänger von Energie Cottbus und Dynamo Dresden, fuhr danach im Zug sogar mit den Dresdner Fans zurück. Aus verdeckt aufgenommenen Filmsequenzen wurde – neben der schriftlichen Darstellung der Beobachtungen – noch ein Dokumentarfilm produziert. Auf den ersten Blick liefert der Text keine wirklich überraschenden Erkenntnisse und wirkt handwerklich solide. Hier wird – und das ist Wallraffs Verdienst – die gläserne Wand der Diskriminierung sichtbar gemacht. Zuerst erschien der Text in einem Sammelband (*Aus der schönen neuen Welt*), zusammen mit anderen *Undercover*-Reportagen des profilierten Kölner Journalisten. In stärkerem Maße noch als Boo kann Wallraff auf Jahrzehnte lange, einschlägige journalistische

Erfahrungen verweisen. Als Türke Ali etwa erkundete er 1984 die Ausbeutung sogenannter Gastarbeiter in der Bundesrepublik und wurde damit auch international bekannt (Wallraff 1985). Tatsächlich fällt beim ersten Lesen von Wallraffs Text auf, dass er beim Schreiben noch geringere Unschärfen aufkommen lässt als Boo. Um Spekulationen vorzubeugen, was das Gegenüber denkt, hatte er in *Schwarz auf Weiß* sogar Kontrollpersonen eingesetzt. Diese gaben sich ebenfalls als Wohnungsinteressenten oder als Wanderer aus. Dabei zeichneten sie die Gespräche mit verdeckter Kamera auf und fragten noch einmal nach, wie Kwami Ogonno tatsächlich wahrgenommen wurde. Auf diese Weise konnte mit relativer Sicherheit dokumentiert werden, dass ablehnende Haltungen gegenüber Kwami Ogonno tatsächlich auf rassistischen Einstellungen beruhten – und nicht etwa mit schlechter Laune oder widrigen Umständen verwechselt werden konnten. Allerdings wurde Wallraff selbst von Afrodeutschen kritisiert, weil er sich als Weißer schwarz inszeniert hätte (Pilarczyk 2009). Der Autor wies derartige Vorwürfe jedoch bereits implizit im Text zurück, indem er das Argument vortrug, dass jede seiner Rollen „auf eine bestimmte Art anmaßend“ sei (Wallraff 2009: S. 10). Das liege gewissermaßen in der Natur eines investigativ arbeitenden Journalisten. Ein zweiter, schärferer Blick auf den Text zeigt jedoch genauer, worauf sich die Vorwürfe bezogen. Dabei handelt es sich auch um – teilweise erhebliche – Unschärfen, die um die Sprecherposition herum auszumachen sind. Wahrscheinlich spielt es in diesem Fall durchaus eine Rolle, dass der Sprecher tatsächlich von einem arrivierten Journalisten weißer Hautfarbe in einer autochthonen, weißen Mehrheitsgesellschaft geschaffen wurde. Das sollte eigentlich kein Ausschlusskriterium sein, schon gar kein Indiz für Voreingenommenheit. Doch Wallraff inszeniert seine Reportage, gibt ihr ein geradezu karnevaleskes Gepräge. Zur Vergewisserung: Ähnliche Investigativ-Reportagen von John Howard Griffin (Griffin 1961) und von Marc Boulet (Boulet 1994) wurden sehr genau vorbereitet. Die von ihnen gespielten Charaktere waren kulturell mehr oder weniger sorgfältig in ihre Umgebung eingebettet, waren nicht geschaffen worden, um Rassismus durch Kontraste zu provozieren, sondern um den Zustand einer Gesellschaft – der US-amerikanischen, der chinesischen, der indischen – zu dokumentieren. Defizite im eigenen Vorgehen wurden – vor allem von Griffin – mit hoher Sensibilität reflektiert, in Einzelfällen

auch mit Menschen, denen er begegnete, geteilt. Die Künstlichkeit der Figur Kwami Ogonno beginnt dagegen bereits beim Namen. Kwami ist zwar – vor allem als Kwame – in Ghana ein geläufiger Vorname. In Somalia ist er dagegen unüblich, ebenso wie der Nachname Ogonno. Auch sonst hat sich der Autor nicht ernsthaft um seine Figur bemüht; seine Legende, seine fiktionale Biografie wird von Szene zu Szene improvisiert. Die Dialoge sind zumeist darauf ausgerichtet, Kwami Ogonno als naiv und unbedarft erscheinen zu lassen. Der fiktionale Somalier spricht dabei nur einfaches Deutsch; und ihm werden ganz bewusst keine Kenntnisse von Landeskultur und -geschichte zugestanden:

Ich bin einfach nur der Fremde, der schwarze Fremde, und biete mich dieser auf Leistung getrimmten Gesellschaft als Wehrloser an, ohne vorzeigbaren Wert. So können diejenigen, denen ich begegne, ihre rassistischen Reflexe – wenn sie denn wollen – unbelastet von Respekt für einen bestimmten Beruf, ein bestimmtes Einkommen, eine freche Schnauze oder einen starken Bizeps auf mich loslassen (Wallraff 2009: S. 15).

Indem er die Schwelle für rassistische Reaktionen niedrig legt, sie geradezu einlädt, kommt es – trotz der verstärkten Nähe zur Problematik – jedoch zu Unschärfen. Der Autor verschweigt diese Unschärfen nicht. Denn er trat auch als wohlhabender Somalier auf, erfuhr keine Diskriminierungen, handelt diese Erfahrungen aber mit wenigen Zeilen ab (Wallraff 2009: S. 14). Natürlich liegt die Folgerung nahe, dass es ihm schließlich darum ging, den verdeckten Rassismus zu entlarven. Und das ist mit der Darstellung einer einfältigen Kunstfigur wesentlich leichter: Eines Somaliers ohne somalischen Namen, der weder Somali noch Arabisch noch Englisch spricht, mit einer recht dürftigen Maske, der immer wieder in peinliche Situationen stolpert. Aber damit sind wir wieder beim Thema der Fiktionalisierung. Der Text selbst ist durchaus sachlich gehalten, der Erzähler reflektiert seinen Part sogar (Wallraff 2009: S. 10–12). Aber die Szenen weisen einen großen Anteil an dramatischer Gestaltung auf. Der Autor spielt nicht nur die Rolle eines Naiven, sondern agiert teilweise als rassistisches Stereotyp. Während seine Mitspieler die Naiven sind, können sie doch das *Framing* seiner – sehr schlicht skizzierten – Szenen erstaunlicherweise nicht durchschauen

und lassen sich immer wieder rassistische Reaktionen entlocken –, was letztendlich das Ziel des Vorhabens ist. Gleichzeitig wird den Lesern der Reportage und den Zuschauern des Dokumentarfilms vermittelt, dass gerade das *Framing*, die Fiktionalisierung den Szenen eine besondere Authentizität und Sachlichkeit verleihe. Aus einer Perspektive moralischer Überlegenheit können sie das kommunikative Fehlverhalten der vorgeführten Menschen verfolgen, müssen auch nicht über ihre Rolle als Voyeure reflektieren, weil es doch hauptsächlich darum geht, scheinbar normale Menschen mit versteckter Kamera als Rassisten bloßzustellen, wie das in Filmkritiken bemerkt wurde (Kreye 2010). Und so muss auch nicht darüber nachgedacht werden, dass Kwami Ogonno ein ziemlich schlechter Repräsentant somalischer Kultur in Deutschland ist; eher eine Art Borat Sagdiyev, eine satirische Figur, die ihre Mitmenschen auf groteske Weise immer wieder dazu bringt, eigene rassistisch grundierte Vorurteile aufzurufen. Bezeichnenderweise begab sich Wallraff ein knappes Jahr nach dem Welterfolg von Sasha Baron Cohens Film *Borat* als Kwami Ogonno auf Tour, in einem Genre, das bereits ähnlich gelagerte Reportagen hervorgebracht hatte. Wahrscheinlich wären realistischere Szenen entstanden, hätte Wallraff einen afrodeutschen Ingenieur oder eine Ärztin aus Ghana begleitet, als Kontrollperson. Doch dann hätte der Kölner Starjournalist in seinem eigenen Projekt lediglich eine Nebenrolle gespielt. So unternimmt *Schwarz auf Weiß* nicht nur einen Ausflug in die rassistischen Gefilde der damaligen deutschen Spießigkeit; Text und Film können – jenseits interkultureller Problematiken – auch als Dokumente des Starkultes im Journalismus gelesen werden. Und sie laden zu einer scharfen Analyse der Sprecherperspektive ein. Wer spricht: Günter Wallraff oder Kwami Ogonno? Oder Günter Wallraff hinter und durch Kwami Ogonno? Und wer ist in dieser Reportage eigentlich Günter Wallraff? Der Mensch Günter Wallraff oder der Investigativ-Journalist Günter Wallraff, der auch wieder eine ganz eigene Rolle spielt? Wenn aber der Sprecher nicht eindeutig zu erkennen ist, was bedeutet das für die anderen, unfreiwilligen Protagonisten? Sind sie, sind ihre Aussagen real und faktenbasiert, trotzdem sie lediglich zu Teilen einer improvisierten Inszenierung, eines verdeckten Drehbuches gemacht wurden? Jedenfalls, denke ich, sollten weder Wallraffs Reportage noch sein Film als sachliche und objektive Dokumente betrachtet werden. Vielmehr könnte

es sich um Polemiken handeln, die mit fiktionalen Mitteln auf durchaus vorhandene Missstände hinweisen. Und wir erfahren etwas über das Scheitern interkultureller Kommunikation – wobei wichtige Aspekte dieser Kommunikation durch fiktionale Unschärfen verzerrt wurden.

## II.

Abschließend möchte ich den vielleicht kontroversesten Aspekt meines Beitrages ansprechen: Die Frage nach der Sprecherperspektive, diesmal über die Fachgrenzen hinaus. Bereits als Lehrer für das Fach Politik und Wirtschaft in der gymnasialen Oberstufe Hessens fiel mir auf, dass in manchen Lehrbüchern die Grenze zwischen Sachbezug und Fiktion verwischt. Meine damaligen Schülerinnen und Schüler hatten sich 2014/15 einen Schwerpunkt ‚Wirtschaft‘ im Leistungskurs gewünscht. Daher entschied ich mich unter mehreren möglichen Lehrbüchern für Peter Bofingers *Grundzüge der Volkswirtschaftslehre*. Das Lehrbuch (Bofinger 2011) wurde und wird – inzwischen in der 5. Auflage (Bofinger 2019) – vor allem im Bachelor-Studium der Volkswirtschaftslehre verwendet. Es zeichnet sich insbesondere durch seinen Bezug zum Wirtschaftssystem in Deutschland und seine Praxisnähe aus. Erstaunt war ich dann jedoch über die zahlreichen Elemente unreflektierter Fiktionalisierung, mit denen Schüler und Studierende umgehen müssen. Meine Eindrücke möchte ich an einem Beispiel der Darstellung interkultureller Kommunikation erläutern. In Kapitel 3 seines Lehrbuches widmet sich Peter Bofinger der Theorie der Arbeitsteilung nach Adam Smith und dem Prinzip der komparativen Kosten nach David Ricardo (Bofinger 2011: S. 27–46).

Die inhaltlichen Schwerpunkte des Kapitels erklärt er mit einem Modell. Modelle, erläutert der Autor in einer Box, entsprächen Landkarten, weil man sich damit in einer „sehr komplexen ökonomischen Realität“ zurechtfinden könne (Bofinger 2011: S. 31). Sein Vergleich ist in den Wirtschaftswissenschaften nicht unüblich, wird aber keiner kritischen Prüfung unterzogen. Denn das wirtschaftswissenschaftliche Modell fokussiert in der Regel einen bestimmten Vorgang in spekulativer und liquider Weise, während die Landkarte ein möglichst genaues Abbild, eine Momentaufnahme der geographischen Realität reproduziert. Je nach Maßstab können auf einer Landkarte noch kleinste topographische Details der Bebauung, der

Zustand der Straßen, die Vegetation, auch die Höhenunterschiede erkennbar sein, in verfremdeter Abstraktion. Was sich erkennbar bewegt, etwa Menschen, deren Verkehrsmittel, die Fauna, auch das Wetter, ist für die Dokumentation unwichtig und wird nicht abgebildet. Auch die Geologie, soweit sie nicht sichtbar ist, wird auf einer topographischen Karte nicht berücksichtigt. Essenziell bleibt: Die Landkarte hat der sichtbaren Realität zu entsprechen, verfremdet, in einem kleineren Maßstab. Das wirtschaftswissenschaftliche Modell bewegt darüber hinaus veränderbare Vorstellungen von Realität: Damit hat es noch stärkere spekulativ-fiktionale Anteile.

Bofinger bezieht sich nun zuerst auf Adam Smith. In seinem Hauptwerk *The Wealth of Nations* erklärt der schottische Ökonom das Prinzip der Arbeitsteilung anhand der Nadelherstellung. Wenn sich die Arbeiter auf einzelne Arbeitsschritte spezialisieren, wird die Herstellung effizienter, bedeutend höhere Stückzahlen können produziert werden. Bofinger erwähnt jedoch nicht, dass sich Smiths Erkenntnisse nicht aus originärer Forschung speisten, sondern mit hoher Wahrscheinlichkeit aus französischen Quellen, vor allem Alexandre Delaires 1755 erschienenem Artikel zum « Pin » in Denis Diderots *Encyclopédie*. Dessen erste Fassung – formuliert von Diderot selbst – war zuvor von Jesuiten kritisiert worden, die wiederum eine eigene Beschreibung des Pins und seiner Herstellung veröffentlicht hatten. Delaire überarbeitete also Diderots Eintrag zum « Pin » und nutzte dazu unveröffentlichten Vorstudien von Gilles Filleau des Billette (1702), Mathieu de Guérout de Boisrobert, genannt Guérout (1715) und Jean-Rodolphe Perronet (1739) sowie eine Publikation von Jacques Savary des Bruslons (1723). Das heißt, auch Delaire forschte nicht selbständig zur Arbeitsteilung; diese steht auch nicht im Zentrum seiner Studien. Auch die weiteren Quellen, die Smith nutzte, weisen nur einen geringen Bezug zur Arbeitsteilung auf, etwa aus dem *Journal des sçavans* (1761), aus Duhamels *The pinmaker's art* (1761) und aus Macquers *Portative arts and crafts dictionary* (1766) (Peaucelle und Guthrie 2011). Zusammengefasst: Bereits Alexandre Delaire überschreibt originäre Forschung mit seinem Narrativ, was von Adam Smith fortgesetzt wird. Peter Bofinger steht dann – wie viele weitere Volkswirte – an vierter Stelle der Übersreibungen. Mithin handelt es sich um eine Fiktionalisierung der Fiktion fiktionalisierten Fiktion. Dennoch: Dieses Vorgehen ist vor allem in der Literaturgeschichte nicht

unüblich. Auch die Brüder Grimm dokumentierten und edierten nur einige Jahrzehnte später Kinder- und Hausmärchen, deren Handlung sie nicht selbst entwickelt hatten. Und die Grimmschen Märchen bildeten wiederum die Vorlagen für zahlreiche Dramen, Musicals und weitere Kunstwerke. Festgehalten werden sollte an dieser Stelle, dass die Fakten dieser Tradierung in der wirtschaftswissenschaftlichen Forschung seit längerer Zeit bekannt sind; dennoch könnte eine Analyse mit literaturwissenschaftlicher Methodik helfen, das Bewusstsein für fiktionale – mithin unwissenschaftliche – Anteile in Texten zu schärfen. Denn die Fakten verändern sich mit jeder neuen Version und beziehen sich in ihrer letzten, sehr frei gehalten Fassung nicht mehr explizit und nachweisbar auf die Vorgängerversionen, wie man das von einem wissenschaftlichen Text erwarten dürfte.

In ähnlicher Weise geht Bofinger bei der Erklärung des Prinzips der Komparativen Kosten vor. Dazu verwendet er das Modell der Robinson-Crusoe-Wirtschaft, ohne dies explizit zu erwähnen (Bofinger 2011: S. 30–38). Dabei wird ein geschlossenes Wirtschaftssystem entworfen, das nur auf einen Menschen reduziert ist. Dieses Modell kann helfen, ökonomische Vorgänge isoliert zu betrachten, um sie besser zu verstehen. Doch auch hier stolpert man wieder über den Denkfehler der Fiktionalisierung. Laut Bofinger lebt der auf einer einsamen Insel gestrandete Robinson Crusoe ausschließlich von Kokosnüssen und Fischen. Nun stellt sich dem Erzähler die Frage, wie die Arbeitskraft beim Ernten und Fischen am effizientesten verteilt werden sollte, um den größtmöglichen Ertrag zu generieren. Insbesondere nach dem Auftauchen Freitags, dessen höhere Transformationskurve größere absolute Kostenvorteile gegenüber Robinson aufweist. Bofinger berechnet dazu mehrere Varianten; und überträgt diese Grundprinzipien der Arbeitsteilung dann auf eine globalisierte Wirtschaft.

Didaktisch ist gegen ein solches Vorgehen nichts einzuwenden. Ein wenig entspricht es im Sport einer Station im Zirkeltraining, wo bestimmte Muskelgruppen gestärkt werden. Die Inhalte und die Denkbewegungen entlang der Fiktionalisierung werfen jedoch kritische Fragen auf. Der dem Modell zugrundeliegende Roman von Daniel Defoe hat bezeichnenderweise eine andere Handlung. Robinson landet erst nach einer längeren Odyssee auf der Insel, wo er eine komplexere Wirtschaft

betreibt als Fischfang und das Ernten von Kokosnüssen. Seine Autarkie wird dort nicht nur von Freitag durchbrochen. Kannibalen tauchen auf, Freitags Vater erscheint mit einem schiffbrüchigen Spanier, ebenso wie die Besatzung eines meuternden englischen Schiffes. Nun mögen das in 28 Jahren keine bedeutsamen Unterbrechungen sein. Aber solche Vorgänge zeigen, dass es unvorhergesehene Ereignisse gibt und Kommunikation bei der Problemlösung eine Rolle spielt. Anders als in Bofingers Modell einigen sich Robinson und Freitag auch nicht sofort auf eine agrarische Arbeitsteilung. Stattdessen legt Robinson die Grundlagen für eine auch ethisch basierte Verständigung, indem er Freitag Englisch beibringt, ihn an die englische Lebensweise und das Christentum heranführt. Man mag diese koloniale Bewegung auf Mikroebene aus heutiger Sicht kritisieren. Damals aber war die Darstellung eines Zusammenlebens unterschiedlicher Kulturen progressiv. Verlässt man die westliche Perspektive, kann man feststellen, dass es sich wahrscheinlich in erster Linie um einen menschlichen Versuch handelt, mehrere kommunikative Ebenen herzustellen, wie dies etwa auch Chinesen, Spanier, Russen oder Araber – mehr oder minder brutal – gemacht haben, in der Erweiterung ihrer Machtsphären. Denn das Machtgefälle ist in jedem Fall evident, spiegelt aber auch die Mehrdimensionalität des Aufeinandertreffens der Kulturen.

Man kann auf meine Ausführungen zurecht erwidern, dass es sich beim Genre – ein ökonomisches Modell, das in einem Lehrbuch für Studienanfänger berechnet wird – weder um reine Wissenschaft noch um literarisch gestaltete Realität handelt. Hier geht es um das Einüben von Fähigkeiten. Doch das Problem liegt nicht in der Form, sondern im Vorgang: Dem Denken, das diese Form erzeugen kann. Die Fixierung auf die Zahl führt dazu, dass dieser schon früh eine Gesetzmäßigkeit, eine alles beherrschende Bedeutung zugestanden wird. Es steht außer Frage, dass Robinson und Freitag im ökonomischen Modell zum Erreichen der höchsten Quote zusammenarbeiten. Sie gehen auch keinen weiteren Beschäftigungen nach, zeigen keine Gefühle, sind keinen Naturkatastrophen, Missernten, Krankheiten oder anderen, unvorhergesehenen Ereignissen ausgesetzt, legen deshalb auch keine Vorräte an. Sie sind zwei berechenbare Punkte im Irgendwo.

Diese Fixierung auf Denkbewegungen in der fiktionalen Abstraktion kann im Beruf sogar nützlich sein, weil sie plane Entscheidungsfindungen erleichtert, deren mittel- und langfristige Folgen nicht bedacht werden müssen. Im Wirtschaftsleben kann sie dagegen fatale Auswirkungen zeitigen, wenn überlebenswichtige mitweltliche Faktoren bei der Entscheidungsfindung nicht berücksichtigt und stattdessen praxisferne Fiktionen in die Realität übertragen werden. Die oben genannten Beispiele interkultureller Kommunikation – insbesondere die Reportage Katherine Boos – zeigen, welche Dimensionen bei der Wahrnehmung ökonomischer Prozesse noch möglich sind, welche größtenteils weißen Felder in stärkerem Maße erschlossen werden könnten. Bereits die detaillierte und nicht untypische Beschreibung der wirtschaftlichen (und menschlichen) Korruption, die Mister Kambles Herzoperation verhindert, bildete auch heute noch ein in sich geschlossenes, exemplarisches Forschungsprojekt (Soliman 2024). Dabei handelt es sich weniger um den Ruf nach disruptiver Veränderung, eher um Anregungen zum Hinterfragen von Methoden, zum gegenseitigen Lernen, zur Präzisierung der Forschung – bei der auch Ökonomen in umgekehrtem Maße stärkere Impulse in die Geisteswissenschaften und die Künste geben könnten, wo es etwa darum geht, ökonomische Prozesse nicht nur künstlerisch darzustellen und diese Darstellung dann geisteswissenschaftlich zu analysieren. Eine stärkere Unterfütterung mancher Prosatexte mit Zahlen und kalkulierbarer Evidenz wäre durchaus wünschenswert, wie dies übrigens zuerst in der Epoche der stärksten ökonomischen Emanzipation, während der Weimarer Republik, in der Neuen Sachlichkeit, geschah. Denn die Wirtschaftswissenschaften können viel mehr, als sich bei der Entscheidungsfindung auf wenige, durchaus fiktionale Faktoren zu beschränken.

Bofinger, P. (2011). *Grundzüge der Volkswirtschaftslehre. Eine Einführung in die Wissenschaft von Märkten*. München : Pearson Studium, 617 S.

Bofinger, P. (2019). *Grundzüge der Volkswirtschaftslehre. Eine Einführung in die Wissenschaft von Märkten*. München : Pearson Studium, 736 S.

Bolten, J. (2016). *Interkulturelles Lehren und Lernen – neu denken. Fuzzy concepts in der interkulturellen Trainingsforschung und Methoden ihrer Vermittlung*. Berlin, 3. Juni, 31 Folien.

- Boo, K. (2003). The Marriage Cure. Is wedlock really a way out of poverty? *The New Yorker*, August 18 and 25. URL: <https://www.newyorker.com/magazine/2003/08/18/the-marriage-cure> (abgerufen am: 28.12.2024).
- Boo, K. (2012). *Behind the Beautiful Forevers: Life, Death, and Hope in a Mumbai Undercity*. New York City : Random House, 288 p.
- Boulet, M. (1994). *Dans la peau d'un untouchable*. Paris : Éditions du Seuil, 352 p.
- Breman, J. (2012a). The Undercities of Karachi. *New Left Review*, no. 76, pp. 49–63. URL: <https://newleftreview.org/issues/ii76/articles/jan-breman-the-undercities-of-karachi> (abgerufen am: 28.12.2024).
- Breman, J. (2012b). Life and Death in Annawadi. *New Left Review*, no. 78, pp. 152–160. URL: <https://newleftreview.org/issues/ii78/articles/jan-breman-life-and-death-in-annawadi> (abgerufen am: 28.12.2024).
- Epstein, H. (2012). Book review: “Behind the Beautiful Forevers”. *The Arts Fuse*, February 26. URL: <https://artsfuse.org/51816/fuse-book-review-behind-the-beautiful-forevers/> (abgerufen am: 28.12.2024).
- Frenzel, F., Koens, K. and Steinbrink, M. (2012). *Slum Tourism Poverty, Power and Ethics*. London : Routledge, 264 p.
- Griffin, J. H. (1961). *Black like me*. Boston : Houghton Mifflin, 176 p.
- Kreye, A. (2010). Ein Mann will gehasst werden. Günter Wallraff: Schwarz auf Weiß. *Süddeutsche Zeitung*, 17. Mai. URL: <https://www.sueddeutsche.de/kultur/guenter-wallraff-schwarz-auf-weiss-ein-mann-will-gehasst-werden-1.129914> (abgerufen am: 28.12.2024)
- Ma, B. (2010). *A Trip into the Controversy: A Study of Slum Tourism Travel Motivations*. 2009–2010 Penn Humanities Forum on Connections. University of Pennsylvania, 52 p.
- Nisbett, M. (2017). Empowering the empowered? Slum tourism and the depoliticization of poverty. *Geoforum*, vol. 85, pp. 37–45. <https://doi.org/10.1016/j.geoforum.2017.07.007>
- Office of the Registrar General & Census Commissioner, India (ORGI) (2011). *Census of India*. New Delhi.
- Peaucelle, J.-P. and Guthrie, C. (2011). How Adam Smith Found Inspiration in French Texts on Pin Making in the Eighteenth Century. *History of Economic Ideas*, no. 19, no. 3, pp. 41–67. URL: [https://www.researchgate.net/publication/273695213\\_How\\_Adam\\_Smith\\_found\\_inspiration\\_in\\_French\\_texts\\_on\\_pin\\_making\\_in\\_the\\_Eighteenth\\_century](https://www.researchgate.net/publication/273695213_How_Adam_Smith_found_inspiration_in_French_texts_on_pin_making_in_the_Eighteenth_century) (abgerufen am: 28.12.2024).
- Pilarczyk, H. (2009). “Einfach nur der Fremde“. Kritik an neuem Wallraff-Film. *Der Spiegel*, 21. Oktober. URL: <https://www.spiegel.de/kultur/kino/kritik-an-neuem-wallraff-film-einfach-nur-der-fremde-a-655929.html> (abgerufen am: 28.12.2024).

Soliman, N. (2024). Looking for a way out: The dynamics of slum life, poverty, and everyday resistance in Katherine Boo's *Behind the Beautiful Forevers*. *Humanities and Social Sciences Communication*, vol. 11, 924. <https://doi.org/10.1057/s41599-024-03394-7>

Wallraff, G. (1985). *Ganz unten*. Köln : Kiepenheuer und Witsch, 254 S.

Wallraff, G. (2009). Schwarz auf Weiß. Fremd unter Deutschen. In: *Aus der schönen neuen Welt. Expeditionen ins Landesinnere*. Köln : Kiepenheuer und Witsch, S. 9–47.

## **БОКЕ У НЕФІКЦІЙНІЙ ЛІТЕРАТУРІ. ПРО РОЗМИТТЯ ГЛИБИНИ РІЗКОСТІ У МОМЕНТИ НАЙБІЛЬШОГО НАБЛИЖЕННЯ. МІЖКУЛЬТУРНЕ ДОСЛІДЖЕННЯ**

**Matthias Fehner**

[fehner@uni-trier.de](mailto:fehner@uni-trier.de)

Доктор філософії (PhD), науковий співробітник

Трірський університет

Universitätsring 15, 54296, м. Трір, Німеччина

**Анотація.** Висвітлено специфіку поняття «боке». Зокрема, зазначено, що в літературі, а також у теорії літератури виходять з того, що автор не тотожний оповідачеві. Натомість в усіх жанрах нефікційної літератури, вочевидь спостерігається протилежне. Тут видається важливим, що, до прикладу, автор репортажу тотожний оповідачеві та (як правило) сам стежив за розвитком дії. Водночас можна стверджувати, що переважна більшість текстів нефікційної літератури в жанрах оповідної прози (зокрема, репортажі, біографії або автобіографії) містить художні елементи. При цьому вирішальне не лише свідоме обмеження оповіді (у негативному значенні: рамковість), а й перш за все оповідна перспектива та особливо точне налаштування її описів. Проте саме в місцях, де нефікційний текст мав би бути гранично точним, фокус розмивається – він знову зміщується в бік художньої літератури; подібно до бінокля, глибина різкості якого розмивається при надмірно точному налаштуванні. Або як у фотографії, де якість розфокусованої області, як-от боке (з японської: 暈け/ボケ), може бути налаштованою так навмисно. У цій статті унаочнено запропоновані тези, покликаючись на два приклади з німецькомовної та англomовної нефікційної літератури – “Behind the Beautiful Forevers” Кетрін Бу (2012) та «Чорним по білому» Гюнтера Вальрафа – здійснено спробу розробити підхід, який міг би сприяти доповненню теорії літератури. В заключному міждисциплінарному аналізі розглянуто фікціоналізацію в економіці як науці, спираючись на «Основні

принципи національної економіки» Пітера Бофінгера, зокрема Адама Сміта з його зображенням виробництва голок та економіку Робінзона Крузо для пояснення розподілу праці та порівняльних переваг у витратах.

**Ключові слова:** міжкультурна комунікація; масштабування; Кетрін Бу; “Behind the Beautiful Forevers”; Гюнтер Вальраф; «Чорним по білому»; Пітер Бофінгер; модель Робінзона Крузо; оповідна перспектива.

## **BOKEH IN NON-FICTION LITERATURE. THE DEPTH OF FIELD'S BLURRING IN MOMENTS OF CLOSENESS. AN INTERCULTURAL INVESTIGATION**

*Matthias Fechner*

[fechner@uni-trier.de](mailto:fechner@uni-trier.de)

*PhD, Research Associate*

*Trier University*

*Universitätsring 15, 54296, Trier, Germany*

**Abstract.** In literature – and, hence, in literary theory – it has been assumed that the author is not identical with the narrator. The opposite appears to be true of all non-fiction genres. Here, it seems essential that the author – for example in a reportage – is identical with the narrator and has (usually) followed the action himself. Yet, it could be argued that the vast majority of non-fiction texts in narrative prose genres (such as reports, biographies or autobiographies) contain fictional elements. The decisive factor here is not only the deliberate limitation of the narrative (negatively: framing), but above all the narrative perspective, and particularly the fine-tuning of its descriptions. But exactly at those points where the factual text should be extremely precise, the focus becomes blurred – moving back into fiction; rather like binoculars whose depth of field becomes blurred when the fine adjustment is overtightened. Or as in photography, where the quality of the out-of-focus area, such as in *bokeh* (from the Japanese: 暈ナ/ボケ), can be deliberately designed. In my article, I concretize those theses using two case studies from German- and English-language non-fiction literature – Katherine Boo’s *Behind the Beautiful Forevers* (2012) and Günter Wallraff’s *Schwarz auf Weiß* – attempting to develop an approach that might help to complement literary theory. In a final interdisciplinary excursion, I try to work out fictionalizations in economics, taking examples from Peter Bofinger’s *Grundzüge der Volkswirtschaftslehre*, namely Adam Smith’s reference to pin production and the Robinson Crusoe economy to explain the division of labor and comparative cost advantages.

**Keywords:** Intercultural communication; Zooming; Katherine Boo; Behind the Beautiful Forevers; Günter Wallraff; Schwarz auf Weiß; Peter Bofinger; Robinson Crusoe model; Narrative perspective.

**Suggested citation**

Fechner, M. (2025). Bokeh in der Sachliteratur. Zum Verschwimmen der Tiefenschärfe in Momenten größter Nähe. Eine interkulturelle Untersuchung. *Pitannâ literaturoznavstva*, no. 111, pp. 171–195. <http://doi.org/10.31861/pytlit2025.111.171>

Стаття надійшла до редакції 31.12.2024 р.

Стаття прийнята до друку 20.03.2025 р.